

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 59.

Freitag, 10. März.

1916.

Sintje.

(5. Fortsetzung.)

Eine Erzählung aus dem alten Brüssel von Klara Dobratsch.

(Nachdruck verboten.)

Wie böse die Heye war! Nun drohte sie gar dem lieben Gott. Sie wäre imstande und klopfte den lieben Gott mit ihrer Gerte auf den Kopf, wenn der einmal vom Himmel herunterläme, philosophierte Sintje. Aber jetzt? Das klang wie Schluchzen! Die arme Großmutter, sie weinte wohl, weil sie nur so traurige Geschichten wußte. Nun ließen ihr sicher die Tränen aus den roten Augen über all die Runzeln hin über die Backen, aber hinsehen mochte sie doch nicht, das war vorhin ein gar zu graufiger Ablick gewesen. Und so lange Lieb's still!

„Großmutter — du — warum hast du selbst doch einen Mann genommen, wo es deiner Mutter und deinen kleinen Schwestern so schlecht gegangen ist?“

„Der meine hat nicht getrunken. Er sah gern daheim des Abends. Er brachte mir alles Geld, das er in der Fabrik ausbezahlt kam, und ich vendiente auch dazu. So konnten wir endlich das kleine Haus kaufen, das, was sie mir eingerissen haben! Aber er war schwach auf der Brust, mein fleißiger, stiller Mann, die Luft in der Fabrik vergiftete ihm langsam die Lungen. Als er starb, war mein Truitje erst sieben Jahre alt. Lange Zeit habe ich mich gebangt, das Kind hätte die böse Krankheit auch im Blut. Woer es war ein fröhliches, leichtfüßiges Ding, das Truitje. Mann hatte es die Kinderstube ausgebeten, da sprach es auch schon vom Heiraten.

„Daß den leichtsinnigen Jungen laufen“, hab ich ihr geraten, sie aber wollte auf nichts hören. Sterben wollte sie, wenn der junge d'el Trap nicht ihr Mann würde. Da hab ich ihnen die Hochzeit gegeben.

Sing da ein Wirtschaften an! Den Alten, den Yaffe, nahmen sie gleich zu sich, der war auch nicht besser, Finkisch waren sie alle drei. Er, der Junge, war Binnermaler. Auf Wände und Decken malte er krause Schnörkel. Er und das Truitje hatten ihre Freude an dem bunten Zeug. Und wo es lustig herging, wo Musik spielte, wo es etwas zu sehen gab, da traf man sie gewiß, die beiden Jungen mit dem Alten, und konnte sie lachen hören und tanzen sehen. Sie waren wie die Kinder. Alles Glend um sie her suchte sie nichts an, sie sahen und hörten es nicht. Sie lachten und gaben Geld aus, solange sie welches hatten, und hatten sie keins mehr, lachten sie auch. Dabei steckte ihnen der Kopf voll dünkelfakter Zukunftspläne. „Wenn ich einmal meine großen Kirchenbilder malen werde!“ sagte der junge d'el Trap gern, und das Truitje glaubte es ihm und war stolz auf ihren Maler. Aber eines Tages brachten sie ihn meinem lustigen Kinde tot ins Haus, in der Kirche war er vom Gerüst gestürzt. Wie sie ihn hineintrugen in seinem buntfleckigen Malerhemd, schlug das Truitje der Länge nach zu Boden. In der Nacht wurdest du geboren, Sintje, und das Truitje starb. Der Alte ging hin und ließ sich ins Greisenhospital aufnehmen, und das Kind überließ er mir, es sei bei mir besser aufgehoben, meinte er. Garwohl, ich hatte ja Übung darin! Warten, sorgen und hüten, und dann zusehen, wie das

Kind, das einem lieb geworden ist, zugrunde geht, das war ja von jung auf mein Lebensberuf. Aber nun war ich alt. Sollte ich im Alter auch noch nicht zur Ruhe kommen? Was blieb mir anderes übrig? Da lagen die jungen kindischen Eltern tot nebeneinander, und du schriest nach Nahrung und Pflege —

„Und da hast du mich zu dir genommen, Großmutter!“

Sintje hatte nun alles Grauen vor der Heye verloren. Sie kam vom Tische herübergehüpft und streichelte ihr schüchtern die runzligen Hände.

„Ich will's nicht machen wie die kleinen Sätvestern, Großmutter, gewiß nicht, gar keinen Kummer wende ich dir machen, wenn ich groß bin. Und stolz sollst du auf mich werden, o, so stolz, so stolz! Warte nur, warte nur, wenn ich einmal groß bin, da sollst du aber noch fröhlich werden, Großmutter, o, und so schön sollst du es haben!“

„Wenn du groß bist? Wenn du groß bist, geht's dir wie den anderen. Du hast die Lustigkeit von meinem Truitje und den Eigendünkel und die Vergnügnungssucht von den d'el Trap, dazu von mir noch das heftige Empfinden, wie sollte es dir da wohl anders gehen? Aber es ist noch lange hin, bis du groß bist, Kind! So lange, daß es mich drückt, hier auf der Brust wie ein My, die böse Angst: Kannst du auf deinem Posten anhalten, bis das Kind selbst für sich sorgen kann? Werden dir nicht bald die Hände zittern und die Augen trüb werden, daß du deines Amtes im Bouchenellefeller nicht mehr waltend kannst? Dann aber hat das Sintje kein Heim mehr und wird es hart empfinden, denn es hat sich gewöhnt, dieses Haus wie ein rechtmäßiges Heim anzusehen, und vergißt, daß es nur aus Freundlichkeit geduldet wird und auf nichts ein Recht hat. Ein Recht auf nichts.“

„Großmutter, meine alle Großmutter, sorg' dich doch nicht! Wenn deine Hände zittrig werden, dann nehme ich deine Gerte, und du brauchst bloß zuzusehen, dann verwalte ich das Amt, und du darfst bei mir wohnen bleiben.“

Die Alte schüttelte den Kopf. Ein Zucken, das ein Lächeln bedeuten wollte, ging durch die verwitterten Rüge. Sie nahm die glatte braune Kinderhand, die sich zutraute, die Rute im Bouchenellefeller zu führen, zwickten ihre harten Hände.

„Dir gehorchen sie nicht, Sintje, du bist nicht geschaffen, Ruhe und Ordnung aufrecht zu halten, du flücht nicht Respekt noch Grauen ein, du glatthäutiges, junges Geschöpf. Nein, anshalten muß ich, anshalten!“

„Das Sintje braucht nicht betteln zu gehen, niemals! Es kann immer hier im Hause bleiben.“

Das war die schüchterne Stimme Domkes, die da hinterm Tisch laut wurde.

Aber die Alte legte kein Gewicht auf seine Worte. „Sie hat auf nichts ein Recht“, beharrte sie,

Dann stand sie müde auf und schlich gebeugt hinaus; es griff sie immer an, wann sie die alten Geschichten erzählte.

Domke mußte auch Geschichten. Geister waren die auch nicht. Von seinem großen Vetter, dem Portier der Maison de Peuple, dem neuerbauten Volkshaus, der von der Leihbibliothek den Schlüssel hatte, von dem hätte er Bücher geliehen bekommen. Viktor Hugos „Misérables“. Immer ein Band nach dem anderen. Darin las er das Nachts von dem Einschlafen, daß ihm der Kopf brummte. Er konnte die Deute aus dem Buche ganz genau. Aber er sprach nur mit Fintje, wenn sie allein bei der Lampe saßen, von seinen seltsamen Bekannten. „Sieh, das sind keine Könige und keine Prinzen und Räuber wie in unseren Stücken, die Deute aus meinem Buche“, erklärte er ihr, „das sind ganz natürliche Menschen wie wir auch, und arm sind sie und schlecht gekleidet. Ich werde einmal Stücke schreiben über solche Menschen.“

Aber Fintje mochte von denen, die Viktor Hugo die Elenden nennt, nicht erzählen hören.

„Domke, hör' auf, das sind keine Geschichten, wie ich sie gern habe. Sie sind häßlich wie der Großmutter ihre. Schöne Geschichten sollst du mir erzählen! Von Feen und weißen Schloßern und einem großen, großen blauen See mit Schwänen darauf, und von Menschen in seidnen Kleidern und von einem Garten mit vielen weißen Blumen darin, die herrlich, herrlich duften. O ja, von dem mag ich erzählen hören!“

Und Fintje stützte das blasse Gesichtchen auf beide Hände und starrte ins Leer mit sehnsüchtigen Augen. Aber nur kurze Zeit. Sie konnte das Stillsitzen nicht leiden.

„So, Domke, das übrige kannst du selbst vergolden, jetzt mag ich nicht mehr!“

Und weg war sie.

Geduldig nahm dann der Knabe die halbfertige Garbe des Spielmanns zur Hand, die Fintje so achtlos hingeworfen hatte, und vergoldete sie langsam und sorglich und ernsthaft.

* * *

„Heute trag ich den Band ins Volkshaus zurück, willst du mit?“ fragte Domke.

Und ob sie wollte! Die große Maison de Peuple flüchtete ihr Respekt und Neugier und sogar etwas Grauen ein.

„Schon wieder ein Band aus? Junge, Junge, was bist du für eine Leserratte. Wenn du so weiter machst, bist du bald reif für unsere gelehrtesten sozialistischen Abhandlungen. Na, kommt nur mit.“ So sagte der Portier, Domkes Vetter.

Und die Kinder stiegen hinter ihm her die breiten Treppen hinauf und gingen die langen Gänge entlang, die oben aufgewaschen wurden. Da war alles aus Stein oder Eisen, alles sauber, nackt und kahl. Zwei alte Putzfrauen und der Herr Portier selbst schrubbten unaufhörlich den Boden sauber, auf den Gängen und in all den kleinen und den großen Sälen. Aber am Abend, das wußte Fintje wohl, da kamen die vielen Männer wieder und klapperten mit den Holzschuhen und den drecküberzogenen Stiefeln über diese sauberen Dielen und in die Säle, die ausluden wie die Klassenzimmer einer Schule. Und all die vielen Männer traten mit ihren schmutzigen Schuhen in den großen Festsaal, wo auf der Bühne Theater gespielt wurde von richtigen Menschen anstatt von hölzernen, und die schmutzigen Schuhe gingen auch die eiserne Wendeltreppe hinauf, auf die große Plattform des Daches. Die war mit Moos bestreut wie die Wege eines Gartens. O, wenn das Volkshaus ihr gehörte, dachte Fintje, sie würde da oben Bäume und Blumen pflanzen und künstliche Lauben aufrichten, daß es aussähe wie ein herrlicher Garten. Oder würden am Ende die schmutzigen Schuhe die Blumen zertreten und die Lauben umstoßen? War es darum hier oben so kahl, nichts als Steine und ein eisernes Gitter ringsum?

Gedankenvoll trabte sie hinter Domke und dem Herrn Portier her. Heute war der gut aufgelegt, er hatte seinen Besen weggestellt und ließ sie in alle Säle hineinschauen.

„Einundzwanzig Vereine haben wir hier“, rühmte er, „einundzwanzig sozialistische Vereine. Und während der großen Unruhen haben sich fünftausend Personen in den großen Festsaal eingedrängt, fünftausend, und zu denen sprach unser großer Wandervogel. Und wie die zuhörten, die fünftausend!“

Aber nun standen sie vor dem kleinen Festsaal, wo die Hochzeiten und die Familienfeste abgehalten wurden, Fintje war schon früher darin gewesen. Und während sich nun der Schlüssel im Schloß drehte, zog sie ängstlich die glatte Stirn kraus und ballte in der Erregung die Hände zu Fäusten. Denn darin war es ja, das Große, Gespenstische, das ihr früher einmal solchen Schreck eingejagt hatte! Sie wollte dieses Mal nicht hinsehen, ganz gewiß nicht. Nun hatte sich die Tür geöffnet, und sie lief gleich auf die andere Seite, dorthin, wo die bunten, großen Bilder hingen. Die waren traurig wie Großmutter's Geschichten. O, und so häßlich! Frauen mit grünen, hungrigen Gesichtern, tote Kinder im Schoß, und Männer, die sich die Fäuste an die Stirn preßten, und Greise, die auf den Knien lagen und weinten. „Das sind die Elenden, denen geholfen werden muß“, sagte der Portier, und Domke nickte, er kannte die ja aus seinen Büchern.

„Es ist schön und ausdrucksvoll gemalt, ganz nach dem Leben!“

Aber Fintje fand es nicht schön, all das Gräßliche. Nur einmal sich umdrehen hätte sie mögen nach dem, was sie hinter ihrem Rücken mußte, es zwang sie förmlich, nach dem anderen, dem Großen —

Nun war es geschehen, die gespenstische Erscheinung sah sie an aus zwei ernststen, traurigen Augen; warnend war der Zeigefinger erhoben. Aus dem kleinen Nebenraum schreute es in den Saal hinein durch den großen, fensterähnlichen Ausschnitt in der weißgeputzten Mauer, ein blaßes, mildes, schönes Gesicht, wie die kleine Kellerratte im Leben noch keins gesehen hatte. Gar so schreckhaft, als es in ihrer Erinnerung gelebt, war diese Erscheinung nun doch nicht. Sie selbst war wohl unterdessen größer und mutiger geworden. Sie konnte hinsehen, ohne mit der Wimper zu zucken, in dieses große, ernste, blasse Gesicht. „Fintje, Fintje, bist du auch ein gutes Kind?“ fragte der erhobene Zeigefinger. Aber richtig böse war er doch nicht auf sie, immer näher getraute sie sich zu ihm hin, ganz dicht stand sie endlich vor ihm. Ihre Augen wurden still und nachdenklich. Wie war der schöne große Mann, dessen Gesicht aus der weißen Wand herausstrahlte, der keinen Rahmen um sich hatte und also auch kein Gemälde war, wie mochte er wohl hier hereingekommen sein in das Haus der langen Gänge, die ewig gepunkt werden mußten, warum sah er unbewandt in diesen Saal herein, wo die häßlichen Bilder hingen, und wo des Abends die Männer mit den schmutzigen Schuhen hereinkamen? Ob ihm nicht ungemütlich wurde in den kleinen, kahlen, weißen Zimmern, diesem armen, festgebrannten Gespenst? Denn sicher war es ein Gespenst, wie sie in den Märchen vorfanden.

„Warum wohnt „das da“ ganz allein in der kleinen Stube?“ fragte Fintje mit verhaltener Stimme den Herrn Portier, der hier zu Hause war und alles wußte. „Das ist unser berühmter Christuskopf, ungeheures Dimensionen, ein Meisterwerk, extra von Léonard, dem Schüler des Bierk, für uns gemalt.“

Also doch nur gemalt, kein wirkliches Märchengespenst! Eigentlich tat's ihr leid, wenn's auch recht bestühigend war.

„Und ich möchte doch, das Gesicht wäre am Leben“, sagte sie mit einem kleinen Seufzer.

„Kindergeschwätz“, sagte der Portier, der alles wußte, und dann mußten sie beide hinaus aus dem Saal und dem Volkshaus, denn der Vetter wollte weiterpuhen.

(Fortsetzung folgt.)

Wer tätig sein will und muß, hat nur das Gehörige des Augenblicks zu bedenken, und so kommt er ohne Weitläufigkeit durch. Das ist der Vorteil der Frauen, wenn sie ihn verstehen. Goethe.

Wie das Grabmal der Königin Luise entstand.

(Zum 140. Geburtstag der Königin, 10. März.)

Wohl nirgends sonst ist uns Heutigen die rührend weisevolle und unvergessliche Erscheinung der Königin Luise, deren am 10. März das deutsche Volk wieder mit besonderer Liebe gedenkt, so menschlich nahe als im Mausoleum im Charlottenburger Schloßpark vor ihrem Grabmal, das ein wundervolles Meisterwerk deutscher Bildhauerkunst ist. Die Entstehung und die romantischen Schicksale dieses Werks bieten so viel des Interessanten und wenig Bekannten, daß hier daran erinnert sein mag. Als die Königin, tief beweint von ihrem ganzen Volk, dahingegangen war, erschien keiner geeigneter für die Schöpfung ihres Grabmals als Christian Daniel Rauch, der mehrere Jahre in ihrem unmittelbaren Dienst als Kammerdiener gestanden hatte, bevor er sich endgültig und ausschließlich seinem Künstlerberuf widmen konnte. Auf Wunsch des Königs hatte er noch vor seiner Abreise nach Rom eine Büste der Königin modelliert, die er gerade in Marmor ausführte, als er im Juli 1810 die Nachricht vom Tod der Königin erhielt. Es war für Friedrich Wilhelm eine wehmütige Freude, als ihm der Künstler dies Werk zusandte. Für den Sarkophag aber wollte er sie in ganzer Figur liegend dargestellt sehen und wandte sich an Wilhelm v. Humboldt um Rat, der ihm Rauch dringend dafür empfahl. Nun ließ Friedrich Wilhelm III., dem der Plan des Grabmals eine Herzensangelegenheit war, Rauch nach Berlin kommen, um ihm das Werk zu übertragen und es in engerer Fühlungnahme mit ihm zu fördern und entstehen zu sehen. Im Schloß zu Charlottenburg ward eine Werkstatt für den Künstler eingerichtet, und dort haben der König und Rauch manche Stunde in wechselseitiger Anregung, in unermüdetem Andern und Bessern zugebracht, bis das entstanden war, was ihnen als Ideal vorgeschwebt hatte. Das Bestreben des Künstlers ging, ganz im Sinne des hohen Auftraggebers, darauf hin, die wie im Schlummer ruhende Frauengestalt möglichst schlicht und einfach, dabei aber doch auch als Königin „so grandios wie möglich“ darzustellen. Das Diadem auf dem Haupt ist der einzige Hinweis auf die königliche Würde. Den Vorschriften des Königs entsprechend, ist der Kopf zur rechten Seite geneigt, die Hände sind unter der Brust gefaltet, die Füße übereinandergelegt. Nicht halsstarrig bestand der König auf seinen Ansichten und Wünschen, künstlerischen Gründen war er stets zugänglich und willfährig.

Am schwersten wurde es ihm, die Zustimmung dazu zu geben, daß die Statue nicht, wie er es sich gedacht hatte, in Lebensgröße, sondern einige Zoll größer ausgeführt würde, und ferner, daß Rauch die Übertragung des Modells nicht an Ort und Stelle, sondern in Italien vornehme. Für zwei Jahre ging der Künstler nun wieder über die Alpen, zunächst nach Carrara, um dort selbst den schönsten Marmor auszusuchen. Kaum war ihm das gelungen, als er die Schreckensbotschaft erhielt, das Modell sei schlecht verpackt gewesen und nun zertrümmert in Bologna eingetroffen. Glücklicherweise war der Schaden nicht so groß, er konnte schnell ausgebessert werden. Die Marmorarbeit wurde zum größten Teil in Carrara ausgeführt, dann wurde das Denkmal in Rom fertiggestellt, ebenso wie der Sarkophag, auf dem die Gestalt ruht. Schlicht wie die Figur, ist auch dieser Sarkophag, der mit einem Wappenstein bedeckt ist, dessen Saum Adler, Krone und die Inschrift „Luise, Königin von Preußen“, bilden; die Längsseiten zeigen den preussischen Adler und den medienburgischen Büffelkopf. Im August 1814 war das ganze Grabmal zur Versendung nach Berlin bereit. Dorthin hatten schon Reisende, die das Werk in Italien entstehen sahen, berichtet, es sei unmöglich, etwas Schöneres als diese Arbeit in Marmor zu sehen. Man harrete also mit größter Spannung auf das Kunstwerk. Aber plötzlich, gerade zu Weihnachten

1814, brachten die Zeitungen die Nachricht, das englische Schiff, das den Transport bewerkstelligte, sei mit seiner kostbaren Ladung von einem amerikanischen Kaper genommen; Rauch, der sich auf der Reise nach der Hauptstadt Preußens befand, hörte es in München und eilte nach Berlin, wo man 14 Tage später die beruhigende Gewißheit erhielt, das amerikanische Kaperschiff sei wieder von einem englischen abgefangen und das Marmorwerk in Jersey gelandet. Noch Monate aber dauerte es, bevor das Grabmal in Charlottenburg eintraf und in dem inzwischen fertiggestellten Mausoleum seinen Platz finden konnte. Viel mehr, als der erste Entwurf ahnen ließ, war aus dem Kunstwerk geworden. Rauch hatte alle Erwartungen, die man auf ihn setzte, nicht nur gerechtfertigt, sondern weit übertroffen; mit dieser größeren Arbeit stellte er sich sogleich in eine Reihe mit den hervorragendsten Bildhauern seiner Zeit. Und wie vor hundert Jahren nur eine Stimme der Bewunderung und Anerkennung über das Grabmal laut wurde, so gibt es auch heute nur ein Urteil darüber. Gewiß spricht auch das deutsche Gemüt mit, wenn wir die Ruhestätte der vielgeprüften Königin Luise besuchen, aber über dies ideale Moment hinaus wirkt das Kunstwerk durch sich selber mit bezaubernder Gewalt.

Aus der Kriegszeit.

Die Psychologie der jugendlichen Verbrecher im Kriege. Die erhebliche Steigerung des Anteiles der Jugendlichen am Verbrechen, die man im Verlauf des Krieges beobachten mußte, ist eine Tatsache, die schwere Bedenken hervorgerufen hat und mit der man sich in zahlreichen Versammlungen und Aufsätzen beschäftigt. Wenn man aber an diese Zunahme der jugendlichen Verwahrlosung die trübsten Aussichten für die Zukunft knüpft, so dürfte das doch zu weit gegangen sein. Solchen Schwarzsehern tritt der Geh. Justizrat Kohne im neuesten Heft der bei Otto Liebmann erscheinenden „Deutschen Strafrechts-Zeitung“ entgegen, indem er in einem Aufsatz über „Die Jugendlichen und der Krieg“ zu dem Ergebnis gelangt, daß das Wesen unserer Jugend sich nicht erheblich verändert oder gar verschlechtert hat, daß aber die äußeren Schicksale, die ihre geistliche Entfaltung gefährden, im Kriege noch größer geworden sind, als sie es schon im Frieden waren. Charakteristisch ist, daß während der ersten drei bis vier Monate des Krieges die Kriminalität der Jugendlichen abnahm. Die 17jährigen Knaben, die die Strafgerichte vorher so viel beschäftigt hatten, meldeten sich in hellen Haufen zum freiwilligen Eintritt ins Heer, und durch die Familien ging eine patriotische Begeisterung, die auch die Kinder ergriff und von der Begehung von Straftaten abhielt. Allmählich aber veraußerte diese Hochströmung der Gefühle. Nachdem das erste Kriegshalbjahr vergangen war, traten nur noch selten jugendliche Arbeiter freiwillig ins Heer ein; die vaterländische Erhebung machte nicht mehr ihre veredelnde Wirkung geltend, und so waren die Jugendlichen schlechten Einflüssen ausgesetzt, die ungeheureren walteten konnten als im Frieden. Der Typus der jugendlichen Angeklagten hat sich nun unter dem Einfluß des Krieges verändert, und ganz neue Typen treten auf. Vieles sind es Knaben, die gar nicht sehr verberbt sind, sondern nur ihrem erwachenden Tatendrang und ihrer durch den Krieg erzeugten Phantasie irgendeine Luft schaffen wollen. Das sind die jugendlichen Übeltäter, die das Kriegsspiel möglichst realistisch treiben und einander mit Messern oder heimlich gelaufenen Pistolen zu Leibe gehen. Wenn sich die überschäumende Tatkraft im gegenseitigen Kampf nicht erschöpft, so tun sie sich zu Bänden zusammen, verüben gemeinam Einbrüche und andere Straftaten, die Kraft, Mut und Geschicklichkeit erfordern, und legen sich romantische Namen bei, wie „Schwarze Hand“ und dergl. Auch früher kamen solche Dinge vor; es ist aber ganz auffallend, daß diese schweren Delikte während des Krieges von Knaben in jugendlichem Alter, oft noch vor Erreichung des 14. Lebensjahres, begangen werden. Meiden solche Taten unentdeckt und unbefast, dann stampft das stilles Gefühl der Knaben immer mehr ab, und leicht werden sie durch die Gesellschaft bereits stark verborstener Burschen zugrunde gerichtet. Die Verringerung der Aufsicht, die durch die Abwesenheit der Väter und Vormünder hervorgerufen wird, zeitigt da traurige Folgen. Der hohe Verdienst, wie er

In der Kriegszeit vielen Jugendblüthen zuteil wird, ist im allgemeinen als Grund der Verwahrlosung nicht beobachtet worden. Die beschriebenen jugendlichen Arbeiter und Arbeiterinnen sind es nicht, die vom Jugendgericht abgeurteilt werden müssen. Die neuen Typen jugendlicher Angelegter, die im Kriege hinzugekommen sind, geben zum größten Teil aus solchen Verhältnissen hervor, in denen die Jugendblüthen sich durch ihre Stellung hervorgerufenen Versuchung nicht gewachsen zeigten. Das nächstliegende Beispiel sind die 16- bis 17-jährigen Burschen, die als Ausbesser bei der Post angestellt sind und sich an den Feldpostsendungen verzweifeln. Abenteuerlust verleiht zu Straftaten. So verlegte ein 16-jähriger Junge, dem sein Vater die Genehmigung zum Eintritt ins Heer verweigerte, von da an bei der Arbeit vollkommen und beging einen Diebstahl, um Mittel zum heimlichen Entlaufen zu haben. Nachdem er den Vater umgestimmt hatte, trat er als Kriegsfreiwilliger ein und wurde ein tüchtiger Soldat. Auch Prahlerei und Ruhmsucht führen zu Entgeisungen. So tragen Jugendblüthen unbedeutend das Eisene Kreuz, um sich dadurch Ansehen zu verschaffen; ein Deutsche lief in Matrosenuniform mit der Mütze S. M. S. „Guden“ und dem Eisernen Kreuz herum und ließ sich hübsigen, bis er schließlich verhaftet wurde. Zur Bekämpfung dieser Kriminalität hält Geh. Rat Köhne die strengen Strafandrohungen und zahlreichen Verbote nicht für geeignet. Nur durch intensive Erziehungsarbeit, die freilich im Kriege sehr erschwert ist, ist dem abzuhelfen. Allein durch vermehrte Arbeit auf diesem Gebiet und durch Heranziehung immer neuer Kräfte für die großen Aufgaben der Volkserziehung kann die ständige Reinheit des heranwachsenden Geschlechtes erhalten werden.

Ein deutscher Wohltätigkeitsbasar in Baltimore. Im Dezember vorigen Jahres wurde in Baltimore zum Besten der Witwen und Waisen der auf den Schlachtfeldern gefallenen Deutschen, Österreicher und Ungarn ein Basar in der Lyrichalle veranstaltet, der innerhalb einer Woche rund 1600 M. einbrachte. An einzelnen Tagen war der Zubrang zu der Veranstaltung so groß, daß 9000 Besucher gezählt und die Türen polizeilich abgesperrt wurden, bis wieder für andere Platz vorhanden war. Die zum Verkauf gestellten, vielfach aber auch meistbietend verkauften Gegenstände, Lebensmittel und Süßigkeiten wurden stürmisch begehrt und immer wieder, von Tag zu Tag, mußten die einzelnen Stände aufgefällt werden. Im großen Gebäude war der Hauptsaal in eine deutsche Stadt verwandelt worden. Neben Ladengeschäften sah man statt der sonstigen Logen regelrechte Schützengräben. Auf der Bühne befanden sich verhängene Vorhänge für Bahngängerinnen sowie Eiscreme- und Juckerbäderstände. Während der große gewölbte Keller einen deutschen Kalkeller mit seinem Leben und Treiben darstellte, befand sich im ersten Stock das Kabarett, in dem ununterbrochen die Vorstellungen vor sich gingen. In einer der Ecken des Kalkellers regierte der Kapitän des internierten Dampfers „Rhein“ als Chef über eine Pfannkuchenküche, während die Köche und Stewards des „Rhein“ am Herd mit der Zubereitung der Iederen Dissen beschäftigt waren, und junge Damen in der Tracht Roter-Kreuz-Schwesterkn an den Tischen ausrufen. Für die Aus schmückung der Decke hatte der Feuerschützer des „Rhein“ sein Material geliefert. Außer den unzähligen Einzelbesuchern waren besonders an den Abenden die deutschen Vereine und Logen vertreten. Die Hefen-Darstellungen waren in Stärke von 150 Mitgliefern erschienen. Konzert- und Gesangsvorträge wechselten Abend für Abend und Tag für Tag. Für Kardinal Gibbons war ebenfalls ein besonderer Tag bereitgestellt; der Kardinal wurde von einem Begrüßungskomitee empfangen. Selbstverständlich hatten auch die Kinder ihren „Tag“, wozu an das 70 Kinder zählende deutsche Waisenhaus besondere Einladung ergangen war. Für die zahlreichen Knaben und Mädchen gab es zunächst im Kabarett eine Kinderdarstellung mit Pantomime, Gesang und Harlekinbergung, worauf sich die kleine Schar in der großen Halle zerstreute und mit Eiscreme und Kuchen bewirtet wurde. Am letzten Tag wurde, was noch übriggeblieben war, meistbietend versteigert, wobei oft die fabelhaftesten Preise herauskamen. So erbrachte ein einziger Pfefferkuchen die Summe von 1082 M. In diesen Dezembertagen war, wie ein englisches Baltimoreer Blatt in einer ausführlichen Schilderung schreibt, tatsächlich das ganze Deutsche und Österreichisch-ungarische Baltimore auf den Beinen und gab einen Beweis, wie auch diese Deutsch-Ameri-

kaner für den Erfolg der Sache der Zentralmächte und die Linderung der Leiden der Verwaisten besorgt sind. II

Eßbüchsen für die französischen Soldaten. Einen Vorschlag zur besseren Verpflegung der Truppen im Bewegungskrieg legte in der letzten Sitzung der Pariser Akademie für Medizin der französische Arzt Maurel vor, indem er betonte, daß die Nahrungszufuhr schwierig werden würde, wenn die Heere von dem jetzigen Stellungskrieg zum Angriff voringen. Beim Vormarsch haben die Truppen nicht die Zeit, ordentlich ihre Mahlzeiten zu bereiten. Es gibt zwar die fahrenden Feldküchen, die unschätzbare Dienste leisten; aber man muß auch unvorhergesehene Zufälle in Betracht ziehen, die das Heranbringen dieser Feldküchen an die marschierenden Truppen unmöglich machen. Der einzelne Mann soll daher eine genügende und gut zubereitete Nahrungsmenge mit sich führen, die für eine bestimmte Zeit ausreicht. Maurel schlägt vor, die Soldaten mit Eßbüchsen auszurüsten, die gekochte und bereits geschnittene Speisen aufweisen; diese Büchsen sollen in kleine Stücke geschnittenes Fleisch und Gemüse enthalten, die durch die Art der Aufbewahrung vor dem Schlechwerden geschützt sind. Jeder Mann trägt vier solcher Eßbüchsen mit sich und Brot für zwei Tage. Er wird dann 30 Gramm stickstoffhaltige Nahrung und 500 Kalorien in jeder Büchse mit sich führen, außerdem 1500 Kalorien durch die Brotration und 250 Kalorien durch den halben Liter Wein, den er mitbekommt. Fügt man einige getrocknete Früchte hinzu, so ist ihm für alle Fälle genügende und gesunde Nahrung mitgegeben.

Champagne-Lied.

| | |
|------------------------------------------------------------------------------------|---------------------------------------------------------------------------------------------|
| Mir ist so klamm — O, dieser Schlamm In der Champagne; | Ober in Noahs Arden, Wie woll' ich sein Schnarchen In der Champagne! |
| Auf jedem Fleck, O, welcher Dreck, In der Champagne! | Aber ich warte, Ach! als Soldat Durch die Champagne! |
| Die Räder wollen Nicht durch sich rollen — Durch die Champagne! | O, Schopenhauer, Du lernst die Trauer In der Champagne! |
| Und Ross und Reiter Versinkt still und heiter In der Champagne! | Wer wird nicht zum tristen Pe-Pe-Pessimisten In der Champagne! |
| Selbst Ahren, die gehen, Sie bleiben stehen In der Champagne! | Ihr Philosophen, Kommt vor hinterm Ofen — In die Champagne! |
| Und führte nicht stramm, Der Knüppeldamm Durch die Champagne, | Hier lernt's jeder Held, Aus Dreck ward die Welt — Zuerst die Champagne! |
| Blieb Stiefel und Strumpf Steden im Sumpf In der Champagne! | O, Thales von Milet, Aus Wasser sie nicht entsteht, Gud in die Champagne! |
| O, Infanterist, O, Artillerist, In der Champagne! | Auch, werter Geraklit, Aus Feuer ward sie nit, Gud in die Champagne! |
| Ihr armen Wichte, O, wärt Ihr Habichte In der Champagne! | Das erste Gramm Der Welt war Schlamm, Schlamm in der Champagne! |
| Ihr süßet led Aber den Dred In der Champagne! | O, Artiller-Infanteristen, Reicht Idealisten In der Champagne! |
| Ah, wär ich ein Floh, Wie hüßst ich froh Durch die Champagne! | Du großer Goethe, Heil' die Rote In der Champagne! |
| Oder eine Daus, Dann hielt ich's aus In der Champagne! | Deutsche Dichter und Denker, Seid unsere Lenker In der Champagne! |
| Eine Ratte möcht' ich sein; Ich bohrt mich hinein, In die Champagne! | Und, teure Busch-Verse, Stärkt unsere „boche“-Verse In der Champagne! |
| Oder als Blindgänger, Minenschlammfänger In der Champagne! | Hoch die Idealisten, Hoch die Humoristen In der Champagne! |
| Ich wär' ein Vied sungen, Den Schlamm zum Weinen bringen Über die Champagne! | Pfui, du Schwamm, Boll Dred und Schlamm Pfui, du Champagne! |
| | O, Böllerei! O, Pulver und Blei, Welcher Dred, Welche Souerei In der Champagne! |